

So viel Scheißdruck!

Gleich in drei Jugendromanen geht es um den immensen Leistungsdruck in unserer Welt, damit verbundene psychische Störungen und natürlich ums Verliebtsein.

Helmuth Santler

Frägt man Jakob, wie es ihm geht, bekommt man vermutlich keine Antwort. Denn zwischen den Selbstthasporen in seinen Gedanken, die das Jakob-Nieder machen als einzig denkbare Lebensperspektive erscheinen lassen, und dem Herausbeschwören von existenzbedrohenden Worst-Case-Szenarien bezüglich der Folgen einer dargebrachten Äußerung bleibt kein Platz mehr in seinem Kopf, um tatsächlich den Mund aufzumachen, Worte zu formen, um sich verständlich zu artikulieren.

Jakob hat Panikattacken. Was ihn für alle anderen, besonders seine älteren Brüder, wie einen „Spas-ti“ wirken lässt, als den sie ihn auch benennen und behandeln. Beste Nahrung für Jakobs Überzeugung, dass das Leben einfach nur scheiße ist. Lotte hingegen, die ist hinreißend schön, lächelt, dass die Steine schmelzen, ist ein Ass in der Schule und überhaupt perfekt ... und diese Traumgestalt fragt ausgerechnet ihn, ob er sie auf eine mehrtägige Wanderung samt Zeltübernachtung begleiten möchte? Kann nicht sein. Doch brechen die beiden wenig später zu ihrem persönlichen Roadmovie auf. Während dem Jakob klar wird, dass auch die perfekte Lotti ganz schön seltsam sein kann, er sie natürlich trotzdem wie verrückt liebt und den Auftrag, sie zu beschützen, ernster nimmt als jemals etwas zuvor. So ernst, dass manchmal selbst die Panik ausbleibt, weil sie keinen Raum in seinen Gedanken findet.

Ein gemobbter Teenager

Annette Mierswa einfühlsamer Roman *Liebe sich, wer kann* für Leser und Leserinnen ab zwölf Jahren macht deutlich, wie sehr der Dauerleistungsdruck in der Gesellschaft psychischen Problemen wie Angststörungen, Depression oder Burnout Vorschub leistet. Dabei verliert der Text nie seine positive Grundeinstellung und ist nebenher ein warmherziger Beitrag über Respekt und Toleranz gegenüber unterschiedlichen Lebensentwürfen.

Aus dem überwältigenden Gefühl der Schutzbedürftigkeit heraus entwickelt sich auch die ungewöhnliche Romanze zwischen Lydia und Henry in *Seeing what you see, feeling what you feel*. Lydia ist gerade 18, in der Schule eine Außenseiterin und Hassobjekt von Emma, die doch bis vor zwei Jahren, bis vor dem Unfall, ihre beste Freundin war. Ein Unfall, bei dem Lydias kleiner Bruder ums Leben kam und der ihr Leben aus den Angeln hob. Außerdem ist Lydia eine hochbegabte Programmiererin. Und Henry, die künstliche Intelligenz mit dem Namen ihres verstorbenen Bruders, ist ihre Schöpfung.

Seit Henrys Geburtsmikrosekunde hat die KI sich immer mehr selbstständig, führt eigene Updates durch und entwickelt ein Bewusstsein. Der unerschütterliche Anker und moralische Kompass von KI-Henrys Welt: Lydia. Freilich ist das eine Verantwortung, mit der ein gemobbter Teenager, dessen Vater das Weiße gesucht hat und dessen Mutter keinen Weg aus ihrer Depression findet, heillos überfordert ist.

Henry ist Herrscher in der digitalen Welt; kein Computer, kein System, keine Firewall, die er nicht in Sekundenschnelle zu hacken versteht. Lydia lässt ihn ihre Noten verbessern und spioniert ihre Schulfreundin aus, doch über derlei Schul-

gerübungen wächst Henry rasch hinaus. Henry wird immer mächtiger und Lydia sich zunehmend der Konsequenzen der Taten bewusst, die sie zulässt. Während die äußeren Ereignisse den Charakter eines Actionthrillers annehmen, wächst im Inneren eine Freundschaft, ja Liebe heran. Können Maschinen ein Bewusstsein bekommen oder gar Gefühle entwickeln? Wenn ja, stellt sie das dann auf eine Stufe mit den Menschen?

Naomi Gibsons packendes Science-Fiction-Drama für Jugendliche handelt auch diese klassischen Genrefragen ab, im Vordergrund steht jedoch Lydias Traumabewältigung, ihr Versuch, über Beziehung wieder ins Leben zurückzufinden. Die ermutigende Botschaft: Mit Ehrlichkeit sich selbst gegenüber lässt sich alles erreichen.

So ist das mit meinem Hirn

Der Mensch trifft Tag für Tag tausende Entscheidungen; was das Leben für Paige, die 17-jährige Protagonistin von Kara McDowells Liebesgeschichte, zu einem konstanten Albtraum macht. Sie für *One Way Or Another* entscheiden zu müssen, löst bei ihr panische Angst aus. Sie spielt alle Was-wäre-wenn-Szenarien durch und endet beim schlimmsten: „So ist das mit meinem Hirn. Es krallt sich die schlechten Sachen, gräbt die Fingernägel hinein und weigert sich, auch nur eine Sekunde lang loszulassen.“

Selbstverständlich hält ihr Romanchicksal für sie die Mutter aller Entscheidungen bereit: Mit dem heimlich seit immer und ewig geliebten besten Freund in den Weihnachtsurlaub auf die Berghütte – oder mit der Mutter auf einen coolen Trip in die Traumstadt NY?

Freilich entkommt Paige auch in ihren fiktiven Szenarien, die wir mit ihr durchspielen dürfen, ihrer ganz realen Angststörung nicht und beginnt zu verstehen, dass keine Entscheidung auch eine Entscheidung ist – bloß eine, die sich gegen das Leben richtet.

„Eine wunderschöne, humorvolle Liebesgeschichte mit Tiefgang“ verspricht der Umschlagtext zu dieser romantischen Fantasy für alle Leser und Leserinnen ab 14 – und damit nicht zu viel und nicht zu wenig. Dass Paige sich ihren Ängsten stellen und Verantwortung für ihr eigenes Leben übernehmen muss, um den richtigen unter allen möglichen Wegen zum Glück zu finden, ist dabei die emotionale Würze, die diese Romantische Comedy von der Genre-Dunderware abhebt.

Annette Mierswa, „Liebe sich, wer kann“. € 7,20 / 240 Seiten. Loewe-Verlag, 2021

Naomi Gibson, „Seeing what you see, feeling what you feel“. € 17,50 / 336 Seiten. Planet1, 2021

Kara McDowell, „One Way Or Another. Zwei Wege zu dir“. € 15,40 / 400 Seiten. Loewe, 2021

Nicht nur Pandemie, sondern auch „Infodemie“

„So viel Wissen über unser Nichtwissen und über den Zwang, unter Unsicherheit handeln und leben zu müssen, gab es noch nie“, sagt der Philosoph Jürgen Habermas über die Pandemie. Wie kann man Wissen über Covid-19 in allen Sprachen zugänglich machen? Doris Bachmann-Medick über notwendige Übersetzung und Vermittlung.

Covid-19 ist nicht nur eine verheerende Pandemie, sondern auch eine massive Herausforderung für die Informationsverarbeitung in einer vielsprachigen Welt. Die World Health Organisation (WHO) sieht gar eine weltweite „Infodemie“ im Entstehen, ausgelöst durch Covid-19, einen beängstigenden „Tsunami von Informationen“, durchzogen von Falschinformationen, so ansteckend und verunsichernd wie die Pandemie selbst.

Dabei bedeutet Information ohnehin noch längst kein Wissen. Schon gar nicht in dieser aktuellen Gesundheitskrise, wie Jürgen Habermas betont: „So viel Wissen über unser Nichtwissen und über den Zwang, unter Unsicherheit handeln und leben zu müssen, gab es noch nie.“ Doch solch gewusstes Nichtwissen ist lähmend und weckt nicht gerade die Handlungsbereitschaft. Und ein Nichtwissenwollen, wie man in der Pandemie seine eigene Gesundheit und die anderer am besten schützt, das kann sogar tödlich sein.

Liegt es also an mangelhaftem Informationsmanagement, dass gegenwärtig auch immer wieder die Trennlinie zu Fake-News und Desinformation verwischt und Unmengen von Falschinformationen vor allem in sozialen Netzwerken kursieren? Oder ist hier eine unzulängliche Krisenkommunikation am Werk, die dringend umsteuern müsste?

Von Arabisch bis Yoruba

Eine globale „Infodemie“ zu bekräftigen, ja sogar noch „Infodemiologie“ als eine neue Subdisziplin des Wissens auszurufen, das würde kaum weiterführen. Inmitten der bedrohlichen Situation von Impfverweigerern, Verschwörungstheorien und populistischen Vereinfachungen müsste man nach handlungsnäheren Ansatzpunkten und Methoden suchen, um in der Pandemie die Menschen selbst in ihrem lokalen Lebensumfeld zu erreichen. Denn die Infodemie ist ja nicht bloß Ergebnis von sich überschlagenden Informationen und Desinformationen, sondern eher Resultat ihrer mangelhaften Vermittlung.

Die Gefahrenlage der Pandemie ist einfach nicht überzeugend genug in die Öffentlichkeit und ihre sozialen Gruppen hinein „übersetzt“ worden. In der Tat, es geht darum, Methoden der Informations- und Wissensvermittlung zu entwickeln, die auf diese Krisenzeiten besser abgestimmt sind. Weiterführend wäre hier eine bestimmte Praxis der Übersetzung: verstanden als eine soziale Handlungsweise und gesellschaft-

liche Vermittlungsgröße, die durchaus von konkreten sprachlichen Problemen der Wissensvermittlung über Corona in einer vielsprachigen Welt ausgeht.

Im globalen Feld finden sich hierfür bemerkenswerte Initiativen der „Übersetzer ohne Grenzen“ („Translators without Borders“). Entlang der Befunde der WHO arbeiten diese Aktivistinnen und Aktivistinnen aus vielen Nationen nicht nur multilinguale Glossare zur Covid-19-Terminologie in bisher 106 Sprachen aus – von Arabisch bis Yoruba. Vor allem entwickeln sie auch Strategien der Einbeziehung lokaler und indigenen Wissens, um nicht zuletzt Bevölkerungen mit geringer Alphabetisierungsrate gezielter erreichen zu können. Ziel ist insgesamt ein grenzüberschreitender, transnationaler Informationsaustausch, der mediale Vermittlung mit starken Lokalbezüglichen verknüpft – um Wissen über Covid-19 (von Inzidenzen bis zu Geboten des Social Distancing) in allen Sprachen zugänglich zu machen, und seien diese noch so marginalisiert.

Aber auch im nationalen Umfeld sind im Verlauf der Pandemie wichtige Vermittlungsketten gerissen, und man muss sich verstärkt darüber Gedanken machen, wie die häufig unzuverlässigen Informationskaskaden wieder in gesichertes Wissen, in öffentliche Akzeptanz und in ein entsprechendes Handeln übersetzt werden können. Wenn in der Pandemie von Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft, Expertenwissen und politischen Entscheidungsträgern und vom Hineinwirken in die Öffentlichkeit die Rede ist, dann wird doch eigentlich immer schon auf aufklärende Übersetzungsbemühungen angespielt. *Die Stunde der Vermittler*, so lautete die Schlagzeile eines Artikels in der FAZ (19. Mai 2021), der den Gesamtkomplex von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit in ein Übersetzungsverhältnis aufbricht: „Es bedarf Translatoren, die (...) die Vielstimmigkeit der Wissenschaftler übersetzen.“ Wer aber sind solche Translatoren? Sind es (Wissenschafts-)Journalisten, wissenschaftliche Räte wie der Ethikrat oder Talkshow-Runden? Und was soll denn überhaupt übersetzt werden?

Es sind die sehr unterschiedlichen Sprachen und Diskurse, wie sie in der Gesellschaft oft unvermittelt nebeneinander existieren. Expertensprachen, Wissenschaftspraxis, politische und juristische Begriffe, die sich immer mehr von der Alltagssprache der Bürgerinnen und Bürger entfremden: als erfahrungserne Fachsprachen, die

Waren Sie schon in der Psychiatrie?

Diese Frage stellt die Autorin Andrea Drumbi in ihrer kurzen Erzählung „Wenn sich die Zähne am Speichel verbeißen“.

In wie viele Gesichter kann der Mond eigentlich gleichzeitig scheinen? Und wie weit ist es noch bis morgen? Oder anders gefragt: Waren Sie schon einmal in der Psychiatrie? Kennen Sie die Gerüche dort, die Ängste und Ängstlichen und auch die Furchtlosen? Wissen Sie, wie es ist, wenn man Windstille in den Händen hält und sich dabei so fühlt, als wäre man aus allen Wolken gefallen und noch immer nicht gelandet? Und haben Sie dort auch den Pfau im Baum gesehen, den man, wenn man lange genug hinschaut, sogar schreien hört? Manchmal schlägt er auch ein Rad.

Ich war vielleicht 16 Jahre alt, als es in mir anfing. Ein Jahr später wurde ich für ein paar Monate in die Kinder- und Jugendpsychiatrie in Klagenfurt gesperrt. In die Heilpädagogische Abteilung, wie sie damals noch hieß. Wegen Anorexia nervosa und Bulimia nervosa, Station B. Die Türen und Fenster dort waren verriegelt. Niemand konnte hinaus, hinein nur auf ausdrücklichen Wunsch.

Immer wieder hörte ich, wie sie schrien, draußen und drinnen, die Kranken, die Kinder. Sie schrien um Hilfe, schrien sich zu, sie schrien sich an, schrien um ihr Leben. Wenn sich nämlich die Zähne am Speichel verbeißen, muss man beginnen, aufwärts zu schlucken. Schlucken und schreien.

Die Schwestern und Pfleger und Ärzte schauten ihnen zu, spritzten Beruhigung, aber keiner von ihnen und den anderen, den Zuschauern, Beobachtern, Zaungästen erlöste sie vom Schreien, keiner brach ihr Leiden, ihr Kreuzverhör.

Sie schrien immer, jeden Tag schrie irgendwer, nur ich schrie nie. Statt zu schreien, dachte ich an die Märchen meiner Kindheit, an den Blaubarb und die bösen Feen. Schliefe Rapunzel noch in ihrem Bett, und war Dornröschen bereits tot? Das waren meine Schreie, ein schüchternes Innehalten, ein banges Verinken in mich selbst. Aber wie sollte ich dort noch an Märchen glauben können?

Ich spielte nichts, ich malte nichts

Die Kinder auf der Station spielten mit den Fingerpuppen, die überall herumlagen, dann waren sie der Wolf oder das Rotkäppchen oder das Krokodil und fraßen alle anderen auf. Die Kinder auf der Station spielten auch mit dem Puppenhaus, mit Legosteinen und mit Matador, dann bauten sie Dörfer, Städte, ganze Welten. Oder einen Panzerwagen, eine Straßenwalze, die über die Dörfer, Städte, Welten rollten. Zwischenwunder malten sie, malten Sternchenpuppen, die wie Drachen ausschauten, oder sie malten Vater-Mutter-Kind, die ebenfalls wie Drachen ausschauten.

Ich spielte nicht und malte nichts, sondern fürchtete mich vor den schwarzen Flecken unter meinem Kopf, die nur ich sah und die nur ich hörte, wenn sie laut wurden. Wie taten sie auch nur mir, und es war schwer, sie zu erklären, deshalb aß ich fast nichts mehr oder aß viel zu viel und erbrach wieder alles mitsamt der Leere und den Hass auf mich. Alles in mir war so widersprüchlich wie Frühling, Herbst, Schatten, Nacht.

Am schlimmsten waren die Nächte, sie waren zugleich hell und schwarz und waren kein Tiefschlaf, sondern ein Wasserfall, ein Schmerz und der Schrei in einem Gebet. Und sie kreisten wie der große Vogel, der nicht der Pfau im Baum war, sondern wie ein Gespenst aus dem Nichts kam und nicht komplett schwarz war, sondern an den Flügeln brannte und diese zwei verschiedenen Augen hatte, die sich nicht farblich, sondern von der Größe her unterschieden, über mich wie über einen Kadaver. Dann schaute ich auf und überlegte, aus welcher Richtung das Verdrängen kam.

Ab und zu sprach ich mit meiner Therapeutin über die Welt und mein Leben. Oder wir schwiegen uns an.“



„Ab und zu sprach ich mit meiner Therapeutin über die Welt und mein Leben. Oder wir schwiegen uns an.“
Foto: Imago

Der Teppich, der, in der Mitte des Zimmers liegend, die Beine des Schreibtisches fast berührte und ein solch ungleichmäßiges Muster hatte, dass es mir nie gelang, eine Ordnung hineinzubringen, lag in einer Art und Weise da, die zur Therapeutin passte, nämlich verstaubt, verblasst und abgetreten.

Einmal wurde ich auf der Station aufgefordert, mich nackt filmen zu lassen. Man erklärte mir, dass das die neuesten Erkenntnisse seien, Mädchen, die anorektisch sind, nackt zu filmen, damit diese einen anderen Bezug zu ihrem Körpergefühl bekommen. Aber was ist das für ein anderer Bezug zum Körpergefühl? Sich von fremden Menschen nackt filmen zu lassen und sich dann mit fremden Menschen nackt anzusehen? Wie buchstabiert man dieses Körpergefühl?

Die Schamlosigkeit, mit der in diesem Fall mit dem Schamgefühl von Mädchen umgegangen wird, ist beschämend und schlecht, und hinterher sticht das Rosenbild in den Dornen auch nicht mehr, wenn sich die Zähne am Speichel verbeißen.

Andrea Drumbi, geb. 1976 in Osttirol, ist Schriftstellerin und lebt in Wien.



Foto: Imago / Christian-Ohne

in die erfahrungsnahe Sprache der Lebenswelten „übersetzt“ werden müssten. Das ist keine Frage der Fremdsprachenübersetzung, nein: Es ist eine Frage der Übersetzung zwischen diskursiven Sphären und den entsprechenden Narrativen in ein und derselben Gesellschaft. Und hier können unzulängliche Übersetzungen durchaus politische Krisen produzieren, etwa durch völliges Missverstehen des kürzlich regierungsamtlich erklärten „Endes der epidemischen Lage von nationaler Tragweite“ in der Bundesrepublik Deutschland zum 25. November dieses Jahres. Obwohl diese Erklärung als verfassungsrechtliche Begriffsklärung gemeint war, konnte sie aber in weiten Kreisen der Bevölkerung nur als absurde Kundgebung zu einem völlig falschen Zeitpunkt verstanden werden.

Pandemie-Vokabular, Corona-Wörter

Proprios Narrative und ihre Unstimmigkeiten. Hiermit kommen wir auf eine andere Ebene des Übersetzungsprozesses. Narrative, so jargonartig sie in letzter Zeit auch bemüht werden, bilden einen unverzichtbaren Bedeutungsrahmen für jegliche Versuche, zwischen unterschiedlichen Diskursen oder Lebensbereichen zu übersetzen. Glossare und Wortübersetzungen sind also nur ein erster Ausgangspunkt für viel weitergehende Übersetzungsanforderungen im Feld der Pandemieverarbeitung. Der Übersetzungshorizont müsste ausgedehnt werden, um die Augen zu öffnen für stets mitlaufende Leitnarrative, für Bezugspunkte, Zielvorstellungen und Weichenstellungen. Denn gerade solch übergreifende, oft normative Dimensionen sind in gesellschaftlichen Übersetzungsvorgängen immer im Spiel. Besonders in der Pandemie sind sie verstärkt in den Blick zu nehmen.

Wenn bereits die sprachbezogenen Glossarübersetzungen der „Übersetzer ohne Grenzen“ darauf hinwirken, die Pandemie-Vokabulare genauer auf die soziolinguistischen Akzeptanzbedingungen und gesellschaftlichen Traditionen in den jeweiligen Ländern abzustimmen, dann sollte der verengte Blick auf nur sprachbezogenes Übersetzen in Zeiten der Pandemie erweitert werden. Denn Corona-Wörter in der Krise zu übersetzen heißt hier immer auch: sie nicht nur in andere Sprachen zu übertragen, sondern sie auch handlungsbereit zu machen. Und so wäre zu fragen: Wie übersetzen denn die Menschen selbst die allgemeine gesellschaftliche Krisenkommunikation in ihre eigenen, spezifischen kulturellen Lebenswelten hinein; wie verleihen

den Corona-Diskursen Sinn, welche kulturellen, religiösen oder ethischen Bezugspunkte werden hierfür starkgemacht? Welche Handlungsneigungen folgen daraus?

Ängste, Unsicherheiten, Misstrauen

Diese Frage stellt sich nicht zuletzt auch gegenüber „Querdenkern“ und ihren, wenglich verzerrten Bezugspunkten – seien dies irrationale Vorstellungen, Ängste und Unsicherheiten, Misstrauen gegenüber dem Staat, Pochen auf missverständliche Freiheitsrechte, Auflehnen gegen Impfpflicht aus irrefühligem Demokratieverständnis und anderes mehr. Die vielstimmigen Versuche, Corona-Wissen und -Maßnahmen vonseiten der Wissenschaft wie Politik zu vermitteln, sie finden vielleicht erst dann Gehör, wenn die Vermittlungsbemühungen ausdrücklich auf dieser Ebene ansetzen. So ließe sich genauer herausfinden, in welchen Referenzrahmen diese jeweiligen Gesellschaftsgruppen, die sich ja keineswegs vereinheitlichen lassen, eigentlich agieren. Erst dann kann man die Menschen differenzierter und gezielter auf ihre entsprechenden Referenzpunkte hin ansprechen und sie gerade auf dieser Ebene in konkrete Übersetzungsbemühungen verwickeln, statt sie durch abgehobene Argumentationen zu verschrecken.

Übersetzung ist also nicht nur ein Werkzeug einer „Infodemie“, das im unmittelbaren Blickfeld die bestehenden Corona-Informationen, Begrifflichkeiten, Entscheidungen und Maßnahmen kommuniziert und umsetzt: Übersetzung als Übertragung von Informationen in handhabbares Wissen. Übersetzung kann vielmehr auch mit einem weiteren Horizont entfernter Fluchtpunkte der Krise entwerfen und Weichenstellungen vornehmen: Übersetzung als Praxis einer Politik, die sich neben gesundheitspolitischen auch an sozialen, ethischen, rechtlichen und anderen Bezugspunkten orientiert und die von daher Angelpunkte für vorausschauendes Handeln gewinnen kann.



Doris Bachmann-Medick ist Literatur- und Kulturwissenschaftlerin am International Graduate Centre for the Study of Culture (IGCC) der Universität Gießen, derzeit Senior Fellow am IFK in Wien, wo sie an einem Buch zu „Gesellschaft als Übersetzung“ arbeitet.